Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 29

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hundeblick. „Sie werden mir nicht glauben, aber ich verkohle Sie wirklich nicht: eine Schuppe vom Schwanz hat er drin vom ersten Hai, den er gefangen hat. Soll ein Amulett gegen Taifune sein, sagt er. Ob er's selbst glaubt, weiss ich nicht. Tragen tut er's aber jedenfalls immer.

Betje schwang sich wieder auf ihren Hocker. „Starken Kaffee und Sodawasser", befahl sie Herrn Takkûr, nahm Lens' Glas und trank es selbst aus. Der Steuermann hätte sich gewundert, hätte er gewusst, dass das erst ihr zweiter Fizz war. „Jetzt wird nichts mehr getrunken", erklärte sie unerbittlich. „Mein Onkel und Ihr Kapitän müssen bald kommen."

* * *

Herr Takkûr, der Inder, war ein moderner Mann, der in keiner Weise aufzufallen suchte. Seinen heimischen Turban — er stammte aus der Gegend um Peschawar, wo die fanatischsten aller fanatischen Mohammedaner Indiens zu Hause sind — hatte er längst abgelegt und wies, allen Geboten des Propheten zuwider, der Welt seinen blossen Scheitel: eine wunderbar gerade und weiss in blauschwarzem Haar stehende Linie. Er trug ein modisch gestutztes schwarzes Bärtchen auf der Oberlippe; seine Kleidung war makellos weiss, und wenn er die silbernen Shaker betätigte, rutschten krachend gestärkte Manschetten mit schöngeschnitzten Jadeknöpfen aus den Jackenärmeln. Herr Takkûr sprach englisch wie ein Oxford-Student, holländisch wie ein Regierungsrat aus dem Haag, arabisch wie ein Schüler der El-Ahzar, malaiisch wie einer der hundert Sultanssöhne von Djokjakarta. Lediglich im Chinesischen war er schwach, doch die Probleme der gelben Himmelssöhne interessierten ihn wenig. Diese Sprachstudien hatten sein Talent, Gesprochenes, ohne es zu hören, fast wörtlich von den Lippen der Redner zu lesen, zur Vollkommenheit entwickelt; man darf sagen, dass Herr Takkûr einer der besten Lauscher von Insulinde war. So waltete er zwischen zahllosen buntgefärbten, abenteuerlich geformten Flaschen mit Inhalten, die der Prophet samt und sonders seinen Gläubigen verboten hat, und kümmerte sich scheinbar um keinen seiner Gäste besonders.

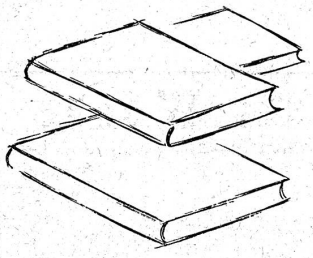
Somit kümmerte Herr Takkûr sich auch durchaus nicht um das Quartett, das aus de Witt, van der Stappen, Lens und dem Mädchen Betje bestand und alsbald vier nebeneinanderstehende Hocker besetzt hielt. Während sich die Bar mählich füllte und es lauter wurde, fand er immer wieder Zeit, zu einem Eckchen zurückzukehren, das anscheinend sein Büro vorstellte, und geheimnisvolle Zeichen auf dünnes Überseepapier zu kritzeln. „Er führt mein Konto", murrte Lens, „ich wollte, die Bude würde ihm abbrennen. Er müsste gewaltige Verluste haben." Er schwang den Würfelbecher, mit dem sie die nächste — und, wie Betje erklärt hatte, unwiderruflich letzte — Runde ausknobelten, und sperrte die Augen auf. Alsdann stiess er ein unartikuliertes Gebrüll aus. Das knöcherne Geklapper der Pokerwürfel hatte damit geendet, dass sie fünf Asse wiesen.

„Ich gratuliere, Steuermann", sagte Herr Takkûr würdig. „In meiner Bar ist das erst dreimal geworfen worden. Runde für alle?"

„Runde für alle. Und anschreiben", brüllte Lens.

„— und anschreiben", wiederholte Herr Takkûr unbewegt und machte sich daran, eine Runde Brandy für die ganze Bar auszuschenken. (Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER



Karl Grunder: «Bärewirts Töchterli». Historisches Dialektstück in 5 Akten. 5. Auflage in neuer Fassung. Verlag Buchhandlung zum Zytglogge, Bern.

Vor etwa 80 Jahren schrieb der bernische Volksschriftsteller Arthur Bitter (Samuel Haberstich, 1821—1872) die Erzählung vom hochfahrenden Signauer Landvogtssohn, der dem Töchterlein des Bärenwirts in sündiger Leidenschaft nachstellte und dem der Untergang des alten Bern die gerechte Strafe brachte, während das Wirtstöchterchen seine treue Liebe durch die Wiederkehr des ehrenfesten Fritz belohnt sah. Bitters Erzählung (auf die sich Grunders Dialektstück in den Hauptzügen stützt) hält allerdings vor der historischen Kritik nicht stand. Sie ist ein Tendenzgewächs, gesprosst auf den Boden der leidenschaftlichen Parteikämpfe des jungen demokratischen Staates. Der letzte Landvogt von Signau, Beat Emanuel Tscharner — aus einer Patrizierfamilie, die den Ruf besonderer Rechtlichkeit und Leutseligkeit genoss — hatte einen einzigen Sohn, der 1798 erst siebenjährig war; er hat sich später als Professor der Physik einen angesehenen Namen geschaffen. — Und doch kann Arthur Bitter seine Geschichte wohl nicht schlankweg erfunden haben. Denn wenige Jahre vor dem Übergang heiratete eine Signauer Wirtstochter einen Schreiber im Schlosse... und hier dürfte wohl der Ursprung der Sage von den heiklen Liebesfäden, die Wirtshaus und Schloss verbunden haben sollen, zu suchen sein.

Grunders Stück kann, wie wir sehen, nicht Anspruch darauf erheben, dass man es als Zeitbild werte, als Schilderung der Verhältnisse und Zustände, die zum «Übergang» führten. Den Bruch zwischen Patriziat und Landvolk erzeugten nicht Misswirtschaft und Tyrannei (über solche Dinge hat sich 1798 wohl kaum jemand mit Fug und Recht beklagt!), sondern die Hilflosigkeit der Friedenspartei gegenüber der gerissenen französischen Propaganda und der fünften Kolonne. Die patrizischen Verfechter des Wehr- und Durchhaltewillens, wie er uns heute selbstverständlich ist, standen fast durchwegs im Felde bei der — aus guten Gründen immer misstrauischer werdenden — Truppe und konnten in die Regierungspolitik nicht mehr aktiv eingreifen.

Aber: steht auch das Stück «Bärewirts Töchterli» historisch auf schwachen Füssen, so hat es in anderer Hinsicht grosse, man möchte sagen einmalige und unsterbliche Verdienste. Und mit vollem Recht feiert es seit 40 Jahren immer wieder Triumphe, ist es über 1000mal aufgeführt worden und ging es im Siegeszuge über die Bühnen zu Land und Stadt, weit über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus. Denn es ist das älteste Mundartstück mit heimatgeschichtlichem Stoff. Karl Grunder, der älteste lebende Pionier des Mundarttheaters, hat es als Dreiundzwanzigjähriger geschrieben. Und das war eine mutige Tat. Denn damals beherrschten das schaurige Ritterdrama, die einfältige Posse, das süsslich-pathetische Heldentum (Zweititelstücke!) das Volkstheater. Demgegenüber erschien mit «Bärewirts Töchterli» guter Heimatschutz, der sich durchsetzte und freie Bahn schuf für die hochwertige Mundartbühne, um die man uns Berner heute beneiden darf.

Die neue Fassung hat eine straffere, konzentriertere Handlung, weniger Sentimentalität und mehr Lebensnähe, dazu ein plastischeres, bildhafteres Berndeutsch. Ein kundiger Regisseur wird ohne Schaden da und dort den Stift noch ansetzen können und beispielsweise am Schlusse die Ansprache Christens und das anschliessende Chorlied streichen. Auf jeden Fall aber wird «Bärewirts Töchterli» weiterhin ein Zugstück im besten Sinne dieses oft missbrauchten Wortes bleiben. Es gehört zu den Klassikern der bernischen Mundartdichtung. C. L.

Tennis lernen! Schule des Tennisspiels. Von Hugo de Senarclens, Dozent für Tennis an der ETH. — 192 Seiten 15×23 cm. Mit 238 Photos und Skizzen. — 1944, Zürich, Albert Müller Verlag, AG. — Geh. Fr. 13.—, geb. Fr. 16.—.

In diesem Buche hat der Verfasser, Dozent für Tennis an der Eidg. Technischen Hochschule, Verbandstrainer des Schweizerischen Tennisverbandes und Schweizer Professional-Hallenmeister 1936, seine eigene Entwicklung als erfolgreicher Amateurspieler und seine mehr als zehnjährige Erfahrung als bewährter Trainer verwertet.

Im logischen Aufbau des Stoffes und in der Gründlichkeit der Beweisführung ist dieses Standardwerk einzigartig. Man spürt aus jeder Zeile, dass es von einem Manne geschrieben wurde, der selbst als Spieler mit dem Tennis lebt und der in diesem Sport nicht nur ein Lehrfach, sondern sein Lebensziel gefunden hat.